Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 6

Artikel: Fünf von Tausenden
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066716

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fünf von Tausenden

*Ein Tatsachenbericht von * * **

Illustration von H. Tomamichel

Wir veröffentlichen die Aufzeichnungen der erschütternden Schicksale von fünf Insassen eines unserer Flüchtlingslager ohne jeden Kommentar. Die Tatsachen sprechen deutlich genug.

Arzt, 38jährig

Mit zehn Jahren befand ich mich, als Lemberg von den Russen geräumt werden mußte, in einer Kolonne von Bauernwagen auf der Flucht. Die russische Artillerie feuerte in uns hinein. Damals hat mein Flüchtlingsleben angefangen. Es war 1914. Meine spätere Kinderheimat wurde Wien. Ich war in der Volksschule immer zwei Jahre älter als die andern, weil ich zuerst Deutsch lernen mußte. Nach der vierten Gymnasialklasse mußte ich die Schule aufgeben, weil wir kein Geld mehr hatten. Ich kam in ein Textilgeschäft und bereitete mich an den Abenden auf die Matura vor.

1929 war ich Doktor der Medizin und arbeitete vier Jahre in einem Spital. Durch eine Verordnung von Seipel wur-

den uns jüdischen Ärzten die Gehälter gesperrt. Ich eröffnete eine Praxis. Es kam die Besetzung von Wien. Die Gestapo führte mich aus meinem vollen Wartezimmer ab. Ein Polizist, dessen Frau ich jahrelang behandelt hatte, verhalf mir aus dem Wiener Gefängnis zur Flucht. Ich schlug mich nach Belgien durch. Dort ging es mir gut.

Am 10. Mai 1940 griff Deutschland Belgien an. Jetzt war ich für die Belgier zum « Deutschen » geworden und wurde mit 6000 andern als Angehöriger der fünften Kolonne nach Antwerpen gebracht. In den Kasernensälen spielten sich blutige Schlägereien zwischen Juden und Nationalsozialisten ab. Wir wurden in Viehwagons verschickt. Deutsche Flieger bombardierten uns, Franzosen bespuckten uns als Spione. Mißhandelt, gequält und entwürdigt kamen wir nach vier Tagen drückender Hitze verdurstet, ausgehungert und erschöpft in Bordeaux an.

Von den drei Lagern, die ich kennen lernte, war Saint-Cyprien bei Perpignan die tiefste Hölle. Wir stürzten uns auf das bereitgehaltene Trinkwasser. Es war von Colibazillen verseucht. Schon nach zwei Tagen brach eine Epidemie aus, bei der ein Fünftel der Lagerinsassen literweise Blut verloren. 6000 Gefangene wurden alle drei Tage von einem Arzt besucht. Den 22 Ärzten, die sich unter den Gefangenen befanden, wurden alle drei Tage sechzig Aspirintabletten zur Verfügung gestellt. Das war alles.

Es folgten furchtbare Hungerwochen. Wir mußten täglich zwanzig und mehr Menschen verbinden, die beim Kampf um die Wassersuppe blutig geschlagen worden waren. Im Stacheldraht trieben die Lagerwachen Schwarzhandel mit der reichlich vorhandenen Ware von 1940 zu den Preisen von 1942. Die Soldaten wurden reich.

Es folgte eine Typhusepidemie mit tausend Toten. Die Soldaten ließen die Gesunden für zwanzig Franken entlaufen, um das Lager zu entleeren, das ihnen selbst zur Qual geworden war.

Darauf lebte ich zwei Jahre in der dauernden Angst, als Lagerdeserteur verhaftet und nach Gurs verschickt zu werden.

Drei Tage nach dem berüchtigten 26. August 1942 gelang es mir, in ein Spital aufgenommen zu werden. Ich war krank, aber zweifellos deportationsfähig. Zufällig erfuhren wir aus den Spitalgesprächen, daß der Beschluß zur Auslieferung der Juden gefaßt worden war. Die Spitalleitung, die Ärzte, die Patienten, alle waren empört. Ich galt als Christ, meine Frau als Jüdin. Aber man wußte uns beide gefährdet. Ich kann nicht in Worte fassen, was uns von den Chefärzten und Internisten bis zu den Schwestern, den Petites Sœurs des pauvres, und den Bureaux Gutes erwiesen wurde. Es war ein Wetteifer der Nächstenliebe. Wir fühlten uns in einen wahren Himmel des Wohltuns gebettet. Wir erfuhren, wie wundervoll echte Frömmigkeit und Jahrhunderte der Ordenstradition diese Menschen gebildet hatten.

Dreimal verweigerte die Spitalleitung der Polizei den Zutritt zu mir. Meine Frau verleugneten sie einfach. Täglich kamen unsere gütigen Helfer auf neue Einfälle, die uns beschützen sollten. Man war bereit, uns sechs Monate versteckt zu halten.

Ich ließ mir einen kleinen Vollbart wachsen und getraute mich mit meiner Frau mit falschen Papieren auf die Straße der kleinen Stadt. In X. übernachteten wir wieder in Klosterschutz. In St-Julien warteten wir neun Stunden vergebens auf das rettende Auto zum Grenzübergang. In einem Café, in das wir uns setzen wollten, verlangte man von uns 1000 Francs pro Person als Wartegeld. Zwei Burschen brachten uns recht und schlecht halbwegs zur Grenze. Wir sollten in der Richtung der Lichter einer Ortschaft weitergehen. Die Lichter sahen wir. Aber es war inzwischen elf Uhr geworden, und sie erloschen. Dennoch kamen wir endlich in einem Bauernhaus an. Ein junger Schweizer stellte uns mit überströmender Nächstenliebe sein Haus zum Baden, Essen und zur Ruhe zur Verfügung.

Polin, 38jährig

Ich wurde in Basel geboren. Meine Eltern waren Polen. Sie wanderten bald nach meiner Geburt nach Belgien aus. Auf glückliche Mädchenjahre folgte eine glückliche Ehe mit einem Belgier. 1925 gingen wir nach Palästina. Mein Mann ist ein glühender Zionist. Er wollte dort eine Pflanzung einrichten. Aber schon nach wenigen Monaten hielt ich es vor Heimweh nach Belgien nicht mehr aus. Mein guter Mann gab mir zuliebe alles auf, und wir kehrten zurück, zu seinem und meinem Unglück. Als die Deutschen 1940 in Belgien einbrachen, flohen wir mit unserm 13jährigen Jungen. Die französischen Behörden schickten uns in die Vendée. Wir wollten von dort ein Schiff nach Südamerika nehmen. Das Benzin ging uns, bevor wir den Hafen erreicht hatten, aus. Wir blieben auf freier Strecke stekken. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß wir in einem kleinen Ort blieben, der nach dem Waffenstillstand zur unbesetzten Zone gehört. Die Belgier wurden aufgerufen, in ihr Land zurückzukehren. Wir kamen der Aufforderung nach; aber an der Grenze sahen wir die Aufschrift: « Juden ist die Rückkehr verboten. » Das Ehrgefühl meines Mannes sträubte sich dagegen, sich heimlich in sein Vaterland einzuschleichen. Wir blieben im Departement Cher. Mein Mann ist zu jeder Arbeit fähig und findet sie überall.

Im April 1942 wurde er in ein Arbeitslager gesteckt, wo die Bauern und Unternehmer sich wie auf einem Viehmarkt Leute zur Arbeit aussuchten. Eine Straßenbaugesellschaft stellte meinen Mann als Koch an. Er bekam monatlich 2500 Francs, und davon konnte man leben.

Dann kam es in Frankreich zu den antisemitischen Gesetzen. Zuallererst wurden die in den Bauernhöfen beschäftigten Arbeitskräfte weggeholt und deportiert. Auch mein Mann kam in ein Deportationslager.

Am berüchtigten 26. August kam auch ich mit den Kindern in ein Lager. Es gelang mir, später in das gleiche Lager zu kommen, in dem sich mein Mann befand. Eines Tages wurde mein Mann aufgerufen, um zum Kommissär zu gehen. Ich wartete vor der Türe mit Herzklopfen. Vergebens. Er war durch die andere Türe der Baracke hinausgeführt und auf den Deportationskarren geladen worden. Mein kleineres Kind war krank. Ein Arzt, der es pflegte, hatte Mitleid mit uns und sagte mir, was ich tun solle, um einen Anfall von Nierenkolik zu simulieren und so der Deportation zu entgehen. Ich kam wirklich sofort in die Infirmerie und wurde vier Tage lang mit Spritzen behandelt.

Inzwischen waren neunzig Menschen abtransportiert worden. Man hatte nun mehr Zeit, sich mit den unerledigten Einzelfällen zu beschäftigen. Eine Krankenschwester, die von den Ereignissen erschüttert war, als ob sie diese selbst getroffen hätten, bestürmte den Arzt, mir ein Zeugnis auszustellen, daß ich transportunfähig sei. Durch ihre Bemühungen wurde ich frei. Ihr verdanke ich mein Leben und das meiner Kinder.

Ich kehrte nach Hause zurück, gebrochen durch das Unglück meines Mannes, aber entschlossen, die Kinder zu retten. Ich verkaufte unsere Möbel, das Auto und begann, ohne Papiere und Visum, die Reise an die Schweizer Grenze.

Ein guter Berater hatte uns empfohlen, uns nur in kleinen Orten aufzuhalten und uns sofort an den Curé zu wenden. An jedem einzelnen Orte dieser langen Reise wurden wir von den Curés wunderbar aufgenommen. Das hat auf mich als Jüdin den allertiefsten Eindruck gemacht.

«Wir sind alle Kinder Gottes», sagte mir ein Curé, als ich ihm beim Abschied unter Tränen dankte.

In Annecy und später noch mehrmals entgingen wir der Verhaftung und damit dem Untergang nur wie durch ein Wunder. Einmal wurde der Bahnhofausgang plötzlich von Gendarmerie umstellt. Ich konnte im letzten Augenblick in die Restauration fliehen, durch deren offene Türe wir in die Kirche entkamen, wo uns gute Christen versteckt hielten. In La

Roche-sur-Foron sahen wir einmal einen vollen, stark von Gendarmen bewachten Zug von der Schweizer Grenze zurückrollen. Man sagte uns, daß jeden Tag um diese Stunde ein solcher Zug vorbeikomme mit den Unglücklichen, die vor dem Übergang über die Grenze aufgegriffen wurden.

Ich stieg in den Zug nach Annemasse ein. Aber er steckte voller Gendarmen. Sobald ich das festgestellt hatte, sprang ich mit den Kindern aus dem fahrenden Zug ab. Die Leute in der Bahnhofhalle waren entsetzt. Ich redete mich aus, ich hätte mich im Zug geirrt, ich wollte nach Annemasse. « Das *ist* der Zug nach Annemasse », schrie man mir zu. Die Beamten bemühten sich, daß mir die Billette zurückgenommen wurden und in solche für Autocars für die gleiche Strecke umgetauscht wurden.

Ich kam spät nachts in X. an. Wir kamen zu unbekannten Menschen, die uns aufnahmen, als ob wir zur Familie gehörten, und uns vier Tage nicht fortließen. Wenn wir uns im Nebenhaus gemeldet hätten, wo wir schon anläuten wollten, hätten wir es zu Leuten getroffen, die, wie wir später hörten, alle Flüchtlinge freundlich aufnahmen, aber dann der Polizei auslieferten.

Unser Gastgeber besorgte uns einen Führer, der uns, ohne ein Entgelt zu verlangen, über die Grenze brachte.

Tscheche, Schriftsteller, 53jährig

Wir verbrachten 1942 den vierten Sommer in Nizza. An einem Nachmittag im August brachte uns die Tochter eines Franzosen, der in der Präfektur für Interventionen ein- und ausgeht, die Nachricht, 2000 Juden würden bereits in einem Spezialbureau auf Listen für die Deportation zusammengestellt. Man fürchtete sich, aber man glaubte doch noch nicht recht daran. Aber die Flucht in die Bauernhöfe nach Monte Carlo begann. Ich machte nicht mit. Ich beschloß, der Polizei zu begegnen, wie ich sie einschätzte. Es gelang mir, eines der wenigen Sicherheitsschlösser aufzutreiben, die es in der Stadt gab, und es an meiner

100 Jahre alt – und noch zeitgemäß

ÄUSSERER FEIND UND INNERER VERRÄTHER

Aus einer Eisenschmiede fuhr
Durch einen Wald belaubter Eichen,
Die stolz bis zu den Wolken reichen,
Ein Wagen, der mit Äxten nur,
Die neugehämmert, ungestielt,
Beladen war. Der Sonne Strahlen
Sich durch der Eichenwipfel stahlen
Auf blanken Stahl. Vor Schreck erfüllt,
Erzitterten der Eichen Äste,
Als sie den Glanz der neuen Gäste
Im Walde sah'n. Wer wird bestehn
Vor diesen kalten eisern Feinden ?
Wir alle müssen untergehn !
So klagten, heulten sie und weinten.
Doch eine, hoch in ihren Jahren,
Hat daher auch schon mehr erfahren,
Die weinte bei dem Anblick nicht;
Mit vieler Weisheit sie nur spricht :
« Leiht ihr den Äxten nicht die Stiele
Seid ihr noch lang in Waldeskühle.

W.

Aus „Ernste und heitere Bilder aus dem Leben unseres Volkes". Redigiert von Jakob Stutz.

Aprilheft Erster Jahrgang, 1850 Seite 123/124

Allerlei ergötzliche Katheder-Blüten aus dem überreichen Wissen eines Mittelschul-Historikers

Die Pfahlbauer bauten ihre Häuser zwischen Wasser und Ufer. Ihre Töpfe brannten sie am Wasser. Die Wadenbinden ersetzten ihnen die Hosen. Die Pfahlbauer trieben Ackerbau und Pfähle in den Boden.

*

Die Kelten waren Hosenträger.

*

Die Europäer haben von den Persern die Teppiche übernommen... aber etwas vergessen... drauf zu sitzen.

*

Das war der letzte Herzog gewesen, nach dem Tode wurde er nicht mehr gewählt.

Eingesandt von ... K. S., Seminarist

Wir würden gerne eine ganze Seite solcher Katheder-Blüten zusammenstellen und bitten unsere Leser, uns entsprechende Einsendungen zu machen. Die angenommenen Blüten werden honoriert.

Wohnungstüre anzubringen. Die Woche verging, es geschah nichts.

« Morgen bestimmt », wurde allgemein gesagt. Die Mehrheit der Gesuchten hatte sich versteckt. Wir verschlossen unsere Türe. Ich war völlig sicher, daß die Patrouille anläuten, aber nicht einbrechen werde. In der Stadt waren viele Wohnungen und Geschäfte des Sommers wegen geschlossen. Überall las man « Fermeture annuelle, congé payé » und anderes. Ich schrieb auf ein Blatt « En voyage » und heftete es vor die Türe.

Frühmorgens um 7 Uhr erschien die Patrouille. Ich hörte, wie eine Stimme halblaut las: « En voyage. » Dann entfernten sich die schweren Schritte wieder. Man hatte nicht einmal geläutet. Aber ein Stockwerk höher oben wurde geöffnet. Ich hörte einen Schreckensschrei, Schluchzen. Die Verhaftung war erfolgt.

Wir unten erinnerten uns an ein Hotel außerhalb der Stadt. Wir überlegten schnell, daß die Razzia dieses leere Hotel, dessen Terrasse nur als Aussichtsort besucht wurde, nicht heimsuchen werde. Wir brachen sofort auf. Auf der Fahrt sahen wir aus dem Tram, wie Freunde von uns abgeschleppt wurden.

Von der Höhe der Terrasse aus lag die Stadt in strahlender Herrlichkeit vor uns. Nie hatte ich die Côte d'Azur schöner gesehen.

Ich rief telephonisch einen Freund hinaus, der uns am Nachmittag sicher mit seinem Auto in unsere Wohnung zurückbrachte.

Aber nach zwei Tagen wurde es doch zu gefährlich. Wir mußten die Wohnung verlassen, und das Leiden begann.

Wir kamen zuerst zu einer bretonischen Concierge, die für mich, meine Frau und meinen Sohn für einige Tage 2500 Francs Versteckgeld erpreßte, dann zu einer Vermieterin, die sich für 10 Tage 4000 Francs bezahlen ließ. Wir lebten immer im Dunkeln. Das Knistern des Parketts, das Plätschern der Wasserleitung in der als leer geltenden Wohnung versetzte uns in Todesschrecken. Wir wagten nicht, die Nase aus dem Fenster zu stecken. Aber unsere Freunde bereiteten unsere Flucht in die Schweiz vor. Unsere Papiere wurden gefälscht, ich machte mich 64jährig.

Da ich gewiß war, daß die Polizei die Stunde des Déjeuners unverbrüchlich heilig halten und während der Tischzeit niemand deportiert würde, brachte ich mit meiner Frau unter sechs Malen die elf Koffer in Sicherheit. Für die falschen Papiere zahlten wir 17 000 Francs, die wir uns durch den Verkauf unserer Habseligkeiten verschafften. Bei diesem Handel treppauf, treppab tauchte oft hinter mir ein Polizist auf. Ich erbleichte bis in die Knie. Gefaßt wurde ich nie.

Als die Reise begann, schärfte ich mir selbst und meiner Familie ein, nach der Parole Foch in jeder Lage heiter, scherzend zu bleiben, sich niemals für

Photo: Heinrich Mahler
Frühlingserwachen am Bürkliplatz

besiegt anzusehen. Wir überstanden zwischen St-Julien und Annemasse ein Nest von Gendarmen. Die zwei verräterischen Gegenstände, die wir mitführten, eine Schweizer Grenzlandkarte und 15 Schweizerfranken, wurden bei keiner Koffer- und Leibesvisitation gefunden.

Den Gendarmen im Bahnhof von Annemasse war aber meine Frau nicht mehr gewachsen. Ich sah ihr an, daß sie sich besiegt geben wollte; aber auch der Gendarm sah es. Er hatte genug des grausamen Spiels. Er gab uns die Papiere mit den Worten zurück: « C'est faux, mais passez! »

In Thonon sprach ich im Dunkeln einen alten Mann an, der flanierend herumstand. Er sollte uns in ein Hotel führen. Wir folgten ihm ängstlich, wie einem Spitzel. Er brachte uns in das beste und billigste Haus.

Als wir am nächsten Morgen auf die Straße traten, hatten wir unsere innere Sicherheit wieder gefunden. Eine Zufallsbekanntschaft entpuppte sich als Kenner der Grenzwege. Wir baten ihn, Freunden von uns in Evian zu helfen. Wir verhandelten drei Tage. Er versprach uns, es nächste Woche zu tun. Ich bot ihm 3000 Francs an, wenn er es heute tun würde. Wir machten auf ½4 Uhr ab und vereinbarten einen Treffpunkt. Als dort statt der Freunde wir selbst erschienen, bewahrte er seine Haltung. Mitten in der Nacht kamen wir in einem Schweizer Bauernhaus an und wurden gastfreundlich aufgenommen.

Deutscher, Prediger, 60jährig

Ich war 29 Jahre Prediger einer Hauptgemeinde in Süddeutschland. Im letzten Weltkrieg wurde ich als Seelsorger eines Infanterieregiments ausgezeichnet. Am 10. November 1938 verhaftete man mich mit meiner ganzen Gemeinde. Die Schuljugend folgte uns auf der Straße mit dem Ruf: « Juda verrecke! » Ich wurde auf die Kanzel der Synagoge gezerrt und gezwungen, aus dem Stürmer vorzulesen.

Am Nachmittag rettete mich ein Mann, den ich seit 25 Jahren kannte,

---

Was Schwiegereltern vermeiden sollten!

Eine neue Rundfrage

In der letzten Nummer erließen wir eine Rundfrage « Was Schwiegertöchter und Schwiegersöhne vermeiden sollten ».

Wir schrieben dazu « Die Erneuerung der Familie, die wir gegenwärtig anstreben, darf sich nicht auf das Verhältnis der Ehegatten zueinander oder der Eltern zu ihren Kindern beschränken, sie muß auch die erweiterte Familie einbeziehen ».

Diese Rundfrage soll immer wiederkehrende Schwierigkeiten festhalten und dadurch helfen, sie zu überwinden. Wir werden das Ergebnis der beiden Rundfragen gleichzeitig abdrucken.

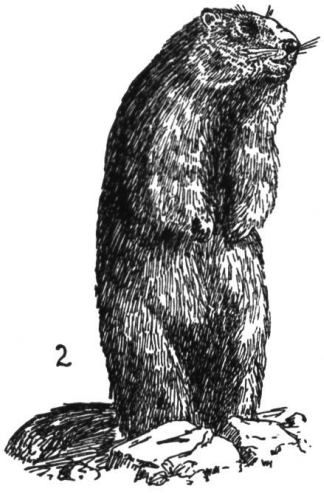
Wir laden Sie ein, sich recht zahlreich zu beteiligen. Wichtig ist, daß nicht irgendein Spezialfall dargestellt wird, sondern etwas, das typisch ist.

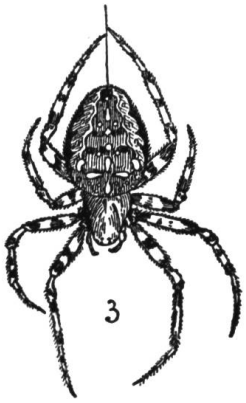
Die angenommenen Einsendungen erscheinen ohne Namen. Sie werden honoriert. Sie sind bis zum 10. März an die Redaktion des « Schweizer-Spiegels » zu richten.

Redaktion des « Schweizer-Spiegels »
Hirschengraben 20, Zürich 1

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen.





Antworten siehe Seite 42

davor, in die brennende Synagoge hinein gestoßen zu werden. Wir kamen fast alle nach Dachau. Im Gegensatz zu meinen Leidensgenossen wurde ich selbst niemals mißhandelt. Am schlimmsten war es, krank zu werden; das bedeutete den Tod.

Als ich nach den USA berufen wurde, erfolgte meine Freilassung. Ich kam 1939 nach Frankreich. Der Krieg verhinderte die Weiterreise. Der Präfekt von Haguenau ersparte mir die Internierung als 5. Kolonne. Die militärische Internierung erfolgte im Mai 1940. Die deutschen Truppen übernahmen das Lager in der Gegend von Nantes. Wir wurden mit Kriegsgefangenen zusammen in ein anderes Lager gebracht. Im Oktober wurden wir alle zusammen ins unbesetzte Gebiet geschafft und an der Demarkationslinie ehrenvoll vom Präfekten begrüßt. « Ihr seid frei », sagte er, « wir haben keine Konzentrationslager. »

Ich lebte ein Jahr in Limoges bei meinen französischen Verwandten, nachher in X. Im Februar 1942 wurde ich vom Konsistorium zum aumônier auxiliaire für die Umgebung Xs. ernannt. Ich lebte in einem kleinen Ort des Departements X. Der Gendarmeriechef versprach mir mit Handschlag, niemals an einer Maßnahme gegen Juden mitzuwirken. Er hielt Wort: er rettete alle Juden im Ort durch rechtzeitige Warnung.

Von einer hohen Stelle erhielt ich falsche französische Papiere. Der Rektor einer Universität versteckte uns in seiner Wohnung. Ihm und dem Vorsteher eines Ordensheimes verdanke ich meine Rettung und die meiner Frau. Auch andere katholische Schwesternstationen und protestantische Geistliche erwiesen mir viel Gutes, bis mir der Grenzübertritt gelang.

Pole, Weinhändler, 40jährig

Ich lebte seit 1911 in Deutschland. Am 11. November 1938 wurde unsere Wohnung besetzt und demoliert. Im Februar 1939 kam ich illegal nach Belgien. Im

Mai 1940 floh ich mit meiner Frau, den Eltern und zwei Kindern im Alter von zehn Monaten und sechs Jahren in Eisenbahnzügen, die bombardiert wurden, nach Frankreich. In Abbeville lagen wir mit 4000 Flüchtlingen aus Belgien und Holland in Baracken, als ein furchtbares Bombardement einsetzte. Über tausend Menschen wurden getötet. Ich sah, wie meinem Vater durch Bombensplitter beide Beine abgerissen wurden. Er verblutete. Ich arbeitete mich aus der einstürzenden Baracke wie ein Tier kämpfend heraus. Es gelang mir, aus den brennenden Trümmern meine Frau, Eltern und Kinder herauszubringen und ins Spital zu schaffen. Ich sehe heute noch, wo ich stehe, die zerfetzten Menschen dieses Tages vor mir; Menschen mit gespaltenen Schädeln liefen heulend umher; Augen hingen aus dem Gesicht heraus; da ist eine Frau mit brennenden Haaren, die Gesichtshaut abgerissen; zerschmetterte Glieder liegen auf dem Boden.

Ein neues Bombardement verwundete eines meiner Kinder im Spital, das in Trümmern lag. Nach dreizehn Tagen kamen endlich Ärzte, die das deutsche Kommando unter den Gefangenen ausgesondert hatte. Ich arbeitete die ganze Zeit als Sanitäter.

Die schlimmsten Augenblicke erlebte ich, als ich zusehen mußte, wie meine Frau ohne Narkose unter fürchterlichen Leiden operiert wurde. Sie blieb elf Monate im Gipsverband. Ein Arm ist gelähmt; sie leidet an der Spaltung des Bewußtseins.

Wir lebten dank der Menschlichkeit der belgischen Behörden gut, solange nicht die Gestapo die Judenverfolgung organisiert hatte. Die Rexisten wirkten freiwillig mit.

Die Verhaftungen erfolgten überall. Es wurde den Belgiern immer schwerer gemacht, uns zu verstecken. Welchen Heldenmut brachten sie dabei auf!

Die Flucht mit meiner schwerverwundeten Frau und den kleinen Kindern machte sorgfältige Vorbereitungen nötig. Belgische Freunde brachten uns das Opfer, illegal bis zur Schweizer Grenze vorauszufahren und uns das Ergebnis ihrer Erkundigungen nach Brüssel zu bringen. Die gleichen Freunde begleiteten uns auf der Flucht, um im Fall des Mißlingens wenigstens die Kinder zu retten. Trotzdem kam es zu einer frühzeitigen Trennung. Wir mußten aus dem zum Übergang vorgesehenen Grenzort flüchten, weil er voll deutscher Soldaten steckte. Die Führer, die wir hier hätten treffen sollen, waren kurz vorher verhaftet worden. Wir zogen in einen andern Ort und zahlten wieder eine erhebliche Summe. Einer der neuen Führer nahm meinen Jungen auf dem Velo mit wegen des schwierigen Weges. Die andern verschleppten uns auf einem beschwerlichen Nachtmarsch. Dann zogen sie plötzlich die Messer und plünderten uns vollständig aus. Aus Angst um das Kind verzichteten wir auf Widerstand und gaben so gut wie alles her, was wir auf uns und in den Koffern hatten. Dann wurden wir durch einen Fluß geführt. Wir nahmen auch diese Strapaze hin, nur um in die Schweiz zu gelangen. Endlich waren wir drüben, aber welch grausame Enttäuschung: man hatte uns in das unbesetzte Frankreich geführt.

Wir fielen französischen Gendarmen in die Hände, aber glücklicherweise in einem Augenblick der Unterbrechung der Deportationen. Wir fanden Anschluß an eine andere Flüchtlingsgruppe und gelangten schließlich doch in die Schweiz.

Haben Sie einen guten Geschmack?

(Seite 6—8)

Die richtigen Antworten:

1 A	5 A
2 B	6 B
3 B	7 B
4 A	